

Linksruck der Fakten

Albrecht Koschorke

1. Historisierung der 1970er Jahre

Gedenkjahre haben häufig den paradoxen Effekt, dass sie das, was sie durch rituelles Erinnern nahezubringen versuchen, als fremdgeworden vor Augen führen. Das Gedenken an 1968 ein halbes Jahrhundert danach ist ein bezeichnendes Beispiel dafür. Nicht mehr ganz junge Zeitgenossen konfrontiert es mit der Erfahrung, eine Welt, die zumindest in ihren kulturellen Ausläufern noch für sie prägend war, in das Halbdunkel einer zwar irgendwie wiedererkennbaren, aber im Innersten nicht mehr zugänglichen Vergangenheit gerückt zu finden. Ein Anzeichen dafür liefert schon das amüsierte Unbehagen, mit dem man Jugendfotos von damals ansieht oder auf Gesinnungen und Lebensweisen zurückblickt, wie sie Sven Reichardts Studie *Authentizität und Gemeinschaft: Linksalternatives Leben in den siebziger und frühen achtziger Jahren* in Erinnerung ruft.¹ Indessen betrifft das Befremden, das sich mit der Kommemoration von 1968 verbindet, nicht nur Stilfragen. Es hat nach einer Phase der Latenz verstärkt wieder politische Züge angenommen und gewinnt zudem – durch Bücher wie Ulrich Raulffs *Wiedersehen mit den Siebzignern. Die wilden Jahre des Lesens* oder Philipp Felschs aufsehenerregende Chronik *Der lange Sommer der Theorie* – erneuerte Bedeutung in der Historiografie der akademischen Sphäre.² Das ist von weit mehr als bloß anekdotischem oder wissenschaftsgeschichtlichem Interesse, denn anders als Frisuren, Kleidermode, Körperkultur und Wohnambiente gelten die Theorien der Jahre um und nach 1968 vielfach noch heute als aktuell. Vor allem anderen trifft dies auf den Poststrukturalismus als Sammelname für die in den *humanities* seit zwei Generationen tonangebenden Tendenzen der sogenannten *French theory* zu.

Auch auf akademischem Gebiet jedoch ist die wachsende historische Distanz unübersehbar. Sie lässt sich nicht allein an der gesteigerten Mühe ablesen, die es kostet, Studenten im heutigen Seminarbetrieb das Anliegen von Denkern wie

¹ Sven Reichardt: *Authentizität und Gemeinschaft. Linksalternatives Leben in den siebziger und frühen achtziger Jahren*, Frankfurt am Main 2014.

² Ulrich Raulff: *Wiedersehen mit den Siebzignern. Die wilden Jahre des Lesens*, Stuttgart 2014; Philipp Felsch: *Der lange Sommer der Theorie*, München 2015.

Barthes, Derrida oder Baudrillard begreiflich zu machen. Zu diesem allgemeinen Schicksal, das früher oder später die meisten Theoretiker ereilt, gesellt sich eine andere, spezifischere Schwierigkeit. Das Problem sowohl mit dem historischen Fremdwerden als auch mit der fortgeltenden Aktualität poststrukturalistisch-postmoderner Denkweisen besteht darin, dass viele ihrer Elemente heute unter veränderten Vorzeichen, in einem weiträumig veränderten politischen Koordinatensystem, wieder auftauchen. Die brisantesten Konsequenzen zeitigt dies auf dem thematischen Feld, dem das vorliegende Heft gewidmet ist: auf dem Feld des Diskurses über die – in kulturwissenschaftlichen Studien gern in Anführungszeichen gesetzte – »Realität«.

2. Der Herbst des Kolonialismus und der Sommer der Theorie

In welches Licht rückt der Poststrukturalismus, wenn man ihn nicht sozusagen von innen her rezipiert und dadurch fortschreibt, sondern mit befremdetem Blick von seinen historischen Determinanten her zu begreifen versucht? Als die elaborierteste theoretische Ausprägung der Postmoderne fällt er in die Zeit unmittelbar nach dem Algerienkrieg und den Unabhängigkeitserklärungen der meisten europäischen Kolonien. Er zieht den Schlussstrich unter eine Entwicklung, in deren Verlauf Europa nicht nur machtpolitisch, sondern auch ideell seine globale Vormachtstellung verliert. Seine Stoßrichtung besteht dementsprechend in der Kritik und Selbstdemontage europäischer Denktraditionen. Hauptgegenstand dieser Kritik ist die abendländische Metaphysik mit ihren auf Fundamentalkategorien wie Ursprung, Grund, Präsenz, Sinn, Identität, Zentrum, Einheit, Vernunft und Wahrheit aufruhenden Weltmodellen. Gegen sie wird ein neues und bis heute wirkungsmächtiges Vokabular entworfen, das die Exzentrierung, die Zirkulation, den unendlichen Tausch, die Verschiebung oder den Aufschub, die Pluralität und Relativität privilegiert.

Wer heute die damals vielgelesenen Theoriebände in die Hand nimmt, wird die Nähe zwischen zwei nicht leicht miteinander vereinbaren Textgesten auffällig finden. Die eine von beiden laboriert noch am Tod Gottes und in seiner Folge am Verlust metaphysischer Weltverbürgung oder, poststrukturalistisch gesprochen, am Entzug des transzendentalen Signifikats. Obsessiv wird wieder und wieder betont, dass die Kette sprachlicher Signifikanten sich vom Signifikat gelöst habe, auf nichts außerhalb des Textes und damit auf keine Referenz mehr verweise. Zum Teil überlagert sich dies mit dem Befund, dass auch der Kapitalismus in das Stadium einer reinen, vom Gebrauchswert der Dinge und den Bedürfnissen der Menschen abgelösten Tauschwertzirkulation übergegangen sei. Kapitalismus- und Medienkritik vereinigen sich dann zu der These, die gesellschaftliche Sphäre als

ganze habe den Charakter eines Simulakrums angenommen (Jean Baudrillard). So globalisierend solche Zeitdiagnosen daherkommen, so unübersehbar ist ihr nostalgischer Kern. Lyotard etwa, der das Bild der Postmoderne als einer eigenen Epoche entscheidend mitgeprägt hat, führt mit seinen Co-Autoren beredete Klage darüber, dass wir nie mehr »unmittelbar in die Wirklichkeit« eingreifen könnten, dass der »manuelle, visuelle und geruchsmäßige Kontakt mit dem Material« verloren gegangen sei und selbst die »gute alte Materie« sich »in komplizierte Formeln aufgelöst« habe.³

Von dieser Seite her steht auch der Poststrukturalismus noch in der Tradition der Kulturkritik und des Leidens an der Moderne als einer Epoche der Entfremdung. Er knüpft an Theorielinien sowohl des späten Marxismus, insbesondere der Frankfurter Schule, als auch des Existentialismus an und schöpft aus einem bis an die Anfänge der Moderne um 1800 zurückreichenden Reservoir. Auf der anderen Seite jedoch verfolgen die Theoretiker des Poststrukturalismus, wenn sie die Dekonstruktion von Essenzialismen betreiben, absolute Wahrheitsansprüche zu Sprachspielen herabstufen und der Subversion von Sinn das Wort reden, ein antihegemoniales, gegen den repressiven Charakter bestehender Strukturen aufbegehrendes Projekt. Sie ratifizieren damit die postkoloniale Situation, die bei einigen von ihnen – allen voran Derrida – eine unmittelbare biografische Realität war, und stehen im Austausch mit vielfältigen Bestrebungen in der damaligen Dritten Welt, die Vorherrschaft einer durch die wissenschaftlich-technische Zivilisation des Westens diktierten Weltsicht anzugreifen. Im Spektrum postkolonialer Theorien werden diese Ansätze bis heute fortentwickelt. Sie sind in dem Sinn relativistisch zu nennen, als sie nach Jahrhunderten der Fremdbestimmung die Sprachmacht peripherer beziehungsweise subalternen Akteure zu stärken und dem Monopol des westlichen Realitätsprinzips das Eigenrecht alternativer Ontologien beziehungsweise – neuerdings – »Epistemologien des Südens« (Sousa Santos)⁴ gegenüberzustellen versuchen.

Ein linker Grundtenor verbindet so die zuweilen nostalgisch gefärbte poststrukturalistische Substanzenkritik mit den Emanzipationsbestrebungen der vormaligen Dritten Welt. Dennoch sind weder die Problemlagen noch die diskursiven Bedingungen dieser beiden Tendenzen, die jede für sich global erfolgreich sind, vollständig miteinander zur Deckung zu bringen. Erkennbar haben die jungen Gesellschaften, die sich aus der europäisch-westlichen Dominanz zu lösen versuchen, andere und konkretere Probleme als, sagen wir, den abendländischen Logozentrismus. Insoweit sie ihre Lage durch die praktischen Erfordernisse von

³ Jean-François Lyotard u. a.: *Immaterialität und Postmoderne*, Berlin 1985, S. 10f.

⁴ Boaventura de Sousa Santos: *Epistemologies of the South. Justice Against Epistemicide*, Boulder, CO 2014.

Modernisierung und Institutionenbildung bestimmt finden, kämpfen sie für Ziele, die aus Sicht der Postmodernen obsolet sind: Aufklärung, Fortschritt, Selbstbestimmung, Herstellung einer eigenen, gesicherten Identität ... Leicht stellen sich in diesem Zusammenhang eine erneuerte Ungleichzeitigkeit und damit eine erneuerte Machtasymmetrie her, wenn der Eindruck entsteht, als sei die Gedankenwelt des – letztlich noch immer auf Europa zentrierten – Anti-Eurozentrismus ›radikaler‹ und ›weiter‹, auf jeden Fall akademisch elaborierter als ähnlich gerichtete Bestrebungen außerhalb der nordatlantischen Wissenschaftswelt.

Überhaupt scheint es ratsam, für die Einsicht empfänglich zu sein, dass noch die globalisierte *postcolonial theory* sehr stark auf innereuropäische Auseinandersetzungen rekurriert und von deren Horizont gekennzeichnet bleibt. Für einen Zeitraum von drei bis vier Jahrzehnten bot sie damit für Denker aus den früheren Kolonien, die in der Mehrzahl durch das angelsächsische Bildungssystem gegangen waren und zu Positionen in den USA oder in Großbritannien gelangten, einen diskursiven Ort gleichsam auf halbem Weg von der Subalternität der Kolonisierten zu den Institutionen und Denkstilen des westlichen Hegemons. Inzwischen ist spürbar, dass sich mit dieser hegemonialen Konstellation auch die auf sie gerichteten kritischen Potenziale abschwächen. Vieles, was heute auf der Weltbühne geschieht – von der wachsenden Dominanz Chinas bis hin zur Ausbreitung fundamentalistischer Denkweisen –, ist nur noch mit allenfalls begrenztem Gewinn postkolonial entzifferbar. Und viele Leitideen des westlich-antiwestlichen Denkens verlieren ihren Sinn in dem Maß, in dem sie nicht mehr über das abendländische kulturelle Gedächtnis dekliniert werden. So etwa die Arbeit an Denkmodellen einer zentrumslosen Ordnung, die für zerfallende Imperien in ihrer postmetaphysischen Trauerarbeit unmittelbar plausibel sein mögen, nicht aber für ein Land wie China, das in neoimperialen Träumen schwelgt. Auch Lyotards große Erzählung vom Ende aller großen Erzählungen, bis heute immer wieder zustimmend zitiert, verstellt den Blick auf den eigentlich offen zutage liegenden Sachverhalt, dass nicht nur andernorts, sondern auch mitten in Europa überwunden geglaubte *grands récits* proliferieren: im Umkreis des Islamismus ebenso wie bei der zunehmenden, auch narrativen Militarisierung ethnonationalistischer Strebungen. Und vor allem natürlich in der Popkultur, die sich sehr kreativ darin zeigt, dystopische, näherhin apokalyptische Erzählformate als generalisierbare Deutungsmuster im Umlauf zu halten.

3. Kontroversen um den Konstruktivismus

Von Anfang an hat die ›poststrukturalistische Wende‹ heftige Polemiken auf sich gezogen. In frühen Reaktionen bezichtigte man ihre Vertreter des Obskurantismus, Irrationalismus und der »Zerstörung der Vernunft« (Jürgen Habermas, Manfred Frank). Länger noch haftete der Makel einer in ihren Konsequenzen gefährlichen Beliebigkeit an den poststrukturalistischen Theoremen. In den sogenannten *science wars* der 1990er Jahre wurde der dekonstruktiven Infragestellung von Wahrheit und Wirklichkeitsreferenz ein klassisches, an unbezweifelbaren Fakten orientiertes Wissenschaftsverständnis entgegengehalten. Bei Autoren wie Alan Sokal, der mit seinem berühmten Hoax und den nachfolgenden Publikationen gegen den naturwissenschaftlichen Dilettantismus prominenter Poststrukturalisten polemisierte,⁵ speiste sich diese Gegnerschaft aus einem linken Selbstverständnis klassischer Prägung, das sich den Glauben an wissenschaftlichen Fortschritt nicht ausreden lassen wollte. Ein ähnlicher politisch-moralischer Impuls wird Paul Boghossian zehn Jahre später zu seinem Versuch bewogen haben, den kulturellen Relativismus der *French theory* mit den Mitteln der analytischen Philosophie zu widerlegen.⁶ In den USA war die Sorge um die Aufrechterhaltung wissenschaftlicher Objektivitätsstandards vor allem wegen religiöser Widerstände gegen die Evolutionstheorie schon zu jener Zeit sehr viel virulenter als in der vergleichsweise ungefährdeten akademischen Welt Mittel- und Westeuropas.

Dass solche Gegnerschaften der erfolgreichen Kanonisierung der dem Poststrukturalismus zugerechneten Autoren von Jacques Lacan und Roland Barthes bis hin zu Judith Butler und Homi Bhaba keinen Abbruch taten, hat unterschiedliche Gründe. Zum Teil wurden die in diesem Zusammenhang vorgebrachten Argumente schlichtweg als naiv und rückwärtsgewandt angesehen, oft geradezu als Symptom der zu überwindenden europäisch-westlichen Suprematie verstanden. Hinzu kommt, dass sich die diskursiven Prämissen der *humanities* und der *sciences* so weit auseinanderentwickelt haben, dass sie sich im akademischen Alltag – abgesehen von einer schmalen, vorwiegend von Grenzgängern bevölkerten

⁵ Alan D. Sokal: *Transgressing the Boundaries. Towards a Transformative Hermeneutics of Quantum Gravity*, in: *Social Text* 46/47 (1996), S. 217–252; Alan D. Sokal und Jean Bricmont: *Impostures Intellectuelles*, Paris 1997 (amerikanische Ausgabe: *Fashionable Nonsense. Postmodern Intellectuals' Abuse of Science*, New York 1998).

⁶ Paul A. Boghossian: *Fear of Knowledge. Against Relativism and Constructivism*, Oxford u. a. 2006. Boghossian, armenischer Abkunft, hatte bei seiner Kritik am Relativismus auch die Leugnung des türkischen Genozids an den Armeniern vor Augen. Vgl. Khatchig Mouradian: »Fear of Terminology«. An Interview with Paul Boghossian, in: *Aztag Daily*, unter: <http://headoverhat.blogspot.de/2007/06/interview-with-paul-boghossian.html> (03.06.2007).

Zone – wechselseitig kaum mehr beeinträchtigen. Für die sich im letzten Viertel des 20. Jahrhunderts formierenden Kulturwissenschaften stand das Anliegen im Vordergrund, eine Theoriesprache zu entwickeln, die dem Erfordernis einer pluralen, dezentrierten Epistemologie jenseits einer fortgesetzten wissenschaftlichen Kolonisierung der Welt durch den Westen und seine Meinungsführer (mehrheitlich die notorisch alten weißen Männer) Genüge tat. Mit dem Imperativ der Berücksichtigung von Minderheiten, hybriden und migrantischen Existenzen samt ihren jeweiligen Wirklichkeiten war ein monolithisches Wissenschaftsverständnis nicht in Einklang zu bringen. Daraus ergab sich fast zwangsläufig, im Spektrum methodologischer Positionen für einen pluralistischen Konstruktivismus zu optieren statt für einen vereinheitlichenden Realismus, der unter geübten Kulturwissenschaftlern schon fast routinemäßig die Gegenfrage auslöste, *wessen* Wirklichkeit als ›realistisch‹ privilegiert werde. Den Einspruch, auch die gesellschaftliche Wirklichkeit könne nicht *nur* konstruiert und ihre Interpretation nicht gänzlich der Willkür sozialer Akteure anheimgestellt sein, fing man durch Kompromissformeln ab: in der Art, dass es zwar so etwas wie einen ›harten Kern‹ des Realen gebe, dass dieser aber wiederum nur durch sprachliche Repräsentation und kulturelle Anverwandlung sozial wirksam werde. Dieser vielfach variierte Kompromiss hielt das Problem in der Schwebel, bot aber letztlich keine Lösung dafür.⁷

Ein weiterer Grund für den Erfolg des poststrukturalistischen Paradigmas tritt erst in unseren Tagen deutlich hervor. Er besteht in der vergleichsweise hohen Stabilität der unmittelbaren politischen Rahmenbedingungen, innerhalb dessen sich dieses Paradigma entfalten konnte. Im Rückblick wird deutlich, dass der Konstruktivismus auf dem Boden einer liberalen Ordnung gedieh und dessen benevolenten Pluralismus, die Hochschätzung von Abweichung und Diversität, als stillschweigende Voraussetzung mitführte. Auch innerhalb der akademischen Sphäre haben das »Dogma von einer ›konstruierten‹ Welt und die Euphorie ihrer ›Destabilisierung«⁸ von der nicht mitthematisierten Stabilität und sozialen Exklusivität der Institutionen profitiert, innerhalb deren sie sich entfalten konnten. Bezeichnenderweise richtete sich die kritische Energie vor allem gegen den westlichen Liberalismus selbst als gegen die damaligen totalitären Regime. Bei all dem schienen die politischen Rollen klar verteilt: Rechte Ideologien (Patriarchat, Rassismus, Nationalismus) galten als essenzialistisch, während deren Dekonstruktion (mit Derrida) oder genealogische Entzauberung (mit Foucault) ein machtkritisch-

⁷ Eingehender hierzu: Albrecht Koschorke: Das Mysterium des Realen in der Moderne, in: Helmut Lethen u. a. (Hg.): Auf die Wirklichkeit zeigen. Zum Problem der Evidenz in den Kulturwissenschaften. Ein Reader, Frankfurt am Main 2015, S. 13–38.

⁸ Hans Ulrich Gumbrecht: Derrida und die Folgen. Was ist aus der Dekonstruktion geworden? in: NZZ, unter: <https://www.nzz.ch/feuilleton/was-ist-aus-der-dekonstruktion-geworden-1.18657732> (06. 12. 2015).

linkes Unternehmen war. Getragen wurde dieses Unternehmen von der offenen oder stillschweigenden Zuversicht, dass ideologische Gebäude erschüttert oder gar zum Einsturz gebracht werden könnten, wenn man ihnen nachwies, dass sie im Kern aus referenzlosen, keinesfalls aus dem Wesen der Dinge oder aus der Tiefe eines Ursprungs hervorgehenden Sprechakten bestanden.

Wichtigster Stichwortgeber einer genealogischen Analyse von Herrschaftsansprüchen und den sie untermauernden Legitimationsstrategien war Friedrich Nietzsche. Doch war es derselbe Nietzsche, der die Parole ausgab, die politisches Handeln auch unter Bedingungen der Grund- und Substanzlosigkeit solcher Ansprüche erlaubt: die Parole vom »Willen zur Macht«. Insofern er sich um die Triftigkeit behaupteter Rechtfertigungen nicht schert und den Dezionismus seines Vorgehens bejaht, ist der Wille zur Macht nicht dekonstruierbar. Hierin liegt eine entscheidende Schwäche der poststrukturalistischen Herrschaftskritik, die nur unter der Prämisse verfängt, dass Strategien der ethnischen, rassistischen, nationalistischen oder geschlechtsbedingten Exklusion von der Bestandsfestigkeit der Gründe, die sie ins Feld führen, abhängen und dementsprechend durch Wegnahme ihres Fundaments geschwächt würden.

In der Praxis zeigt sich jedoch, dass die Waffen der Dekonstruktion stumpf sind. Ideologische Grenzziehungen mögen als substanzlose Konstruktionen enttarnt werden; das hindert sie nicht daran, sich immer wieder zu regenerieren, solange hinter ihnen ein »Wille zur Macht« steht und kollektive Energien auf sich zieht. Gegenüber solchen hegemonialen Praktiken befindet sich deren Kritik, so pertinent sie sein mag, in einer chronischen Defensive.

4. Von der Ideologiekritik zum »postfaktischen Zeitalter«

Inzwischen hat sich mit den politischen Rahmenbedingungen auch das Koordinatensystem theoretischer Aussagen massiv verschoben; ja, es ist nachgerade umgepolt worden. Dass sich ein in seiner politischen Ausrichtung linkssemantischer Kulturalismus falscher Freunde erwehren musste, war spätestens seit Samuel Huntingtons *Clash of Civilization* (1996) unübersehbar – ein Buch, das sich im Übrigen zustimmender Aufnahme bei Ethnonationalisten aller Couleur erfreute. Ähnlich erging es den Kritikern des westlichen Szientismus, die sich in unliebsamer Nachbarschaft mit Kreationisten und neuerdings den Leugnern des menschengemachten Klimawandels wiederfinden. In diesem Stil sind immer größere Bestände des linken politischen Diskurses sozusagen in rechten Besitz übergegangen. Kritik am Freihandel und an den sozialen Folgen der Globalisierung, lange Zeit einer linksalternativen Protestszene vorbehalten, wird mit weit größerer Wucht von rechts politisch instrumentalisiert und kann auf diesem Weg

Wahlen entscheiden. Die Linken finden sich mit der verwirrenden Tatsache konfrontiert, genau die Verhältnisse, die sie dem Neoliberalismus und damit einer als rechts identifizierten politisch-ökonomischen Praxis anlasten, nun von rechts-außen kritisiert zu finden. Mit ihrer Anklage gegen *big business* und *big money* machen sich rechtspopulistische Politiker verbreitete antikapitalistische Ressentiments zunutze, deren Kontrolle den vormals sozialistischen Parteien entglitten ist; nur hinsichtlich *big government* und *big labor* gehen die politischen Richtungen wieder klar auseinander. Sogar die Kritik an Verfahren politischer Repräsentation, das heißt der beanspruchten Stellvertreterschaft und Rede für andere, die eine Herzensangelegenheit der *French theory* war, wird nun, mit größerer politischer Breitenwirkung, von Rechtspopulisten vorgetragen – nicht ohne ein Element anarchischer Zerstörungsfreude, wie sie seit den 1960er Jahren die linke Kultur geprägt hatte. Die poststrukturalistisch grundierte Demokratie- und Institutionenkritik hat auf diese Weise unwillkommene ›Verbündete‹ bekommen, und das nicht erst seit Stephen Bannons berüchtigter Ankündigung, den amerikanischen Staat zu »dekonstruieren«.

Die Gesellschaftstheorien der 1960er Jahre standen im Zeichen einer noch aus der marxistischen Überbaulehre abgeleiteten Ideologiekritik. Der Ideologiekritiker klassisch-marxistischer Prägung prangert falsches Bewusstsein in der Zuversicht an, dies vom Standpunkt des richtigen Bewusstseins her zu tun. In den verschiedenen Spielarten des Poststrukturalismus verfiel der Anspruch, von einem solchen gleichsam exterritorialen, außersprachlichen wie außergesellschaftlichen Hebelpunkt der Wahrheit aus zu argumentieren, seinerseits der Kritik. Mehr und mehr verlagerte sich das kritische Interesse auf die Wahrheitsdiskurse selbst und ihre Machtimplikationen. Eng damit verbunden war eine Pluralisierung des Wissensbegriffs. Es stellt nachgerade die Gründungsprämisse der neueren Wissenschafts- und aus ihr hervorgehenden Wissensgeschichte dar, historische und fremdkulturelle Weltansichten als »Wissen« zu positivieren, unabhängig davon, ob dieses Wissen nach modernen Maßstäben Bestand hat oder nicht. Mitunter wurde sogar die in der Wissenschaftssoziologie und Anthropologie verbreitete Maxime einer symmetrischen Behandlung des Eigenen wie des Fremden auf die Unterscheidung zwischen aus heutiger Sicht richtigem und falschem Wissen übertragen. Auch das ging letztlich nur solange gut, wie die Verfahrensweisen und institutionellen Rahmenbedingungen regulärer Wissenschaft unangefochten schienen. Seitdem dies auch in vielen dem Westen zugerechneten Ländern nicht mehr vorausgesetzt werden kann, hat sich die Debattenlage fundamental verändert – angefangen von Bruno Latours gleich wieder beschwichtigten Selbstzweifeln bis hin zum *march of science* im Frühsommer 2017.⁹ Angesichts einer offen

⁹ Bruno Latour: Why Has Critique Run out of Steam? From Matters of Fact to Matters of

bildungs- und wissenschaftsfeindlichen Regierungspropaganda in den USA und anderen von Rechtspopulisten regierten Ländern erleben sich selbst eingefleischte Kulturalisten plötzlich dabei, wie Habermas zu reden; sie betonen die Notwendigkeit, wissenschaftlich unzweifelhaften Fakten die ihnen gebührende Geltung zu verschaffen, und berufen sich auf Expertenkonsens und rationalen Diskurs.

Ähnliche Umkehrungen der Argumentationslage betreffen das Nachrichtenwesen. Die »bürgerliche Presse« war bevorzugtes Angriffsziel einer in vielen Belangen gerechtfertigten linken Gesellschaftskritik. Von poststrukturalistischer Seite richtete sich der kritische Impetus gegen ihren Anspruch auf Repräsentativität überhaupt. Inzwischen aber gelten ihre Organe nicht nur bei ihren ehemaligen Gegnern als schützenswertes Gut. Durch die systematische Herabsetzung der klassischen Nachrichtenmedien als *mainstream* oder *fake media* (was gleichbedeutend zu sein scheint) ausgerechnet auf den Plattformen rechtspopulistischer Öffentlichkeitslenkung haben sich auch in diesem Bereich die Koordinaten verschoben. Man fühlt sich dabei an Victor Klemperers Beobachtung erinnert, dass das Lieblingssatzzeichen der Nationalsozialisten die Anführungsstriche waren, um Nachrichten, die ihrer Propaganda widersprachen, als lügenhaft zu diskreditieren.¹⁰

Damit kommt ein zusätzlicher, medienhistorischer Faktor ins Spiel, der auf seine Weise der »Dekonstruktion« von repräsentativer Öffentlichkeit Vorschub leistete: der Einfluss sozialer Medien und ihrer sich voneinander isolierenden *communities*. Der Sozialkonstruktivismus mit seinem Modell einer Vielzahl von Welten und Welt konstituierenden Gruppenidentitäten hat im *world wide web* eine unverhoffte kommunikationstechnische Realisierung gefunden. Das liberale Modell einer bei aller Auseinandersetzung zwischen vernunftgeleiteten Akteuren letztlich gemeinschaftlichen Wahrheitssuche scheint dagegen durch die Verhältnisse der klassischen Printkultur mit ihren zentrierenden Effekten bedingt gewesen zu sein.

An dieser Stelle würde es sich übrigens lohnen, den Rahmen der historischen Analyse noch auszuweiten. Wenn wir nämlich die Szenarien am Anfang und am Ende der Gutenberg-Ära miteinander vergleichen, springt die ironische Pointe ins Auge, dass die klassische Printkultur heute mit ihren eigenen Waffen geschlagen wird. Diese mediengeschichtliche Entwicklung ist indessen nicht ohne ihr konfessionsgeschichtliches Korrelat zu verstehen. Bekanntlich war der Buchdruck eine wichtige Voraussetzung für die Reformation. Flugschriften, Einblattdrucke und

Concern, in: *Critical Inquiry* 30 (Winter 2004), S. 225–248; deutsche Fassung: *Elend der Kritik. Vom Krieg um Fakten zu Dingen von Belang*, Zürich und Berlin 2007.

¹⁰ Victor Klemperer: *LTI. Notizbuch eines Philologen*, 14. Aufl., Leipzig 1996. Kap. XII: Interpunktion, S. 78–80.

bis zu einem gewissen Grad auch schon gedruckte Bücher verhalfen den Reformatoren, allen voran Martin Luther, den man neuerdings zuweilen als Populisten *avant la lettre* beschrieben findet, zu einer bis dahin beispiellosen Reichweite und Verbreitungsgeschwindigkeit. Damit gingen zwei Effekte einher, die den Protestantismus in der Vielzahl seiner sowohl religiösen als auch säkularisierten Erscheinungsformen bis in unsere Tage hinein prägen: erstens die Begünstigung antizentralistischer und antiinstitutioneller Impulse, die sich zuerst gegen den Machtapparat der katholischen Kirche, später verstärkt auch gegen staatliche Reglementierungen richteten; und zweitens die Betonung des Gemeindeprinzips. Ohne diese Parallele allzusehr zu forcieren, kann man sagen, dass schon die Reformation *communities* – im doppelten Sinn der Glaubensgemeinschaft und der Lebensform – geschaffen hat, die sich spirituell autark glaubten und ihre Wahrheiten nicht von instituierten Autoritäten in Frage stellen lassen wollten. In diesem Licht erscheinen die kalifornischen Gründerjahre des Internets nicht nur als eine Ausgeburt der Hippie-Kultur und des *new age*, sondern mehr noch als ein später Triumph der gemeindegeliebten Richtung des Protestantismus. Auch die fatale Dialektik des protestantischen Gemeindegewesens scheint sich heute zu wiederholen: Was als Versprechen eines unmittelbaren Zugangs zur Wahrheit und als Emanzipationsbewegung gegen die Bevormundung durch intermediäre Instanzen begann, hat sich bald zu einem Instrument feindseliger Abgrenzung nach außen und einer generell perfektionierten, im Grenzfall despotischen Sozialkontrolle entwickelt.

Vergleiche dieser Art weisen auf die wiederkehrenden Elemente in dem hin, was wir derzeit als einzigartig erleben. So einschneidend die gegenwärtigen Entwicklungen sind – man muss doch vergleichsweise geschichtsblind sein, um sie zur Epochendiagnose eines »postfaktischen Zeitalters« aufzusummieren. Immerhin zeigt sich auch an dieser Wortschöpfung, wie sehr die Assoziationshorizonte umcodiert wurden. Was in der Postmoderne noch sprachspielerischen Charakter und die Anmutung einer großen von den Zwängen der Moderne entbindenden Feier hatte, ist im »postfaktischen Zeitalter« zur Sache von systematischen Manipulationen geworden. Und was in den Theorien als ein linksemanzipatorisches Unternehmen begann, bringt inzwischen den Machtdurchgriff rechter, zum Teil rechtsextremer Bewegungen zum Ausdruck.

5. *Longue durée*: Das Reale und die Moderne

Der vorliegende Text ist im Kontext des Konstanzer Graduiertenkollegs »Das Reale in der Kultur der Moderne« (2010–19) entstanden.¹¹ Er breitet Überlegungen aus, die einer internationalen Abschlusstagung des Kollegs am Berliner Haus der Kulturen der Welt Anfang Oktober 2018 zugrunde lagen. Als das Kolleg nach einem Planungsvorlauf von etwa zwei Jahren 2010 seine Arbeit aufnahm, hatten wir die jetzige Zuspitzung der Situation noch nicht vor Augen. Unser Einsatz war eher (selbst)ironischer Art: Nachdem in den beteiligten Fächern so viel vom Symbolischen und vom Imaginären die Rede gewesen war, wollten wir uns einmal wieder nach dem dritten und offenkundig schwierigsten, irgendwie quecksilbrigen Term der Trias erkundigen, eben dem Realen. Uns schien auffällig, dass dieses Reale in den gängigen Theorien immer nur als unliebsames Zugeständnis daherkommt, als eine theoretisch nicht unterzubringende Residualgröße – im Schriftbild von Texten schon daran zu erkennen, dass es sich, wie erwähnt, fast durchweg als uneigentliche Kategorie markiert findet. Statt nun aber den prekären Status des Realitätsbezugs diskursiver Ordnungen auf eine *condition postmoderne* hin zu verengen, war und ist es unser Anliegen, die Verlegenheit der Kulturwissenschaften hinsichtlich eines hinter sozialen Konstruktionen und kulturellen Symbolisierungen anzunehmenden »Realen« in einen größeren historischen Rahmen zu stellen, der letztlich die Epoche der Moderne als ganze umfasst. Ohne uns in der Kontroverse zwischen Konstruktivistinnen und »Realisten« für eines der beiden Lager zu entscheiden, lautet eine unserer forschungsleitenden Hypothesen, dass die Entzogenheit des »Realen« einen Grundzug moderner Epistemologien und Ästhetiken überhaupt bildet. Insofern diese Entzogenheit eine größere Flexibilität im Umgang mit heterogenen Wahrheitsregimen ermöglicht, kann sie, so wenig sie erkenntniskritisch befriedigen mag, als *gesellschaftlich funktional* betrachtet werden.

Diese These hat sich als haltbar erwiesen. Trotzdem steht die Frage im Raum, welche Wege von der gewissermaßen olympischen Blickhöhe eines derart verallgemeinernden kultursemiotischen Befundes zu den praktischen Erfordernissen »vor Ort«, zumal unter sich verschärfenden politischen Bedingungen, führen. Wenn wir davon sprechen, dass gerade das epistemologische Apriori der Unzugänglichkeit der »Dinge an sich« moderne Gesellschaften in den Stand setzt, pluralistisch, polyperspektivisch und in der Vielfalt ihrer Wirklichkeitsbezüge elastisch zu sein, welches Instrument haben wir dann noch in der Hand, um gegen gezielte Desinformation oder auch nur gegen den instrumentellen Einsatz von

¹¹ Eine gekürzte Fassung des Beitrags erschien in der NZZ vom 18. April 2018. Konzeption und Programm des Konstanzer Graduiertenkollegs sind dokumentiert unter: www.uni-konstanz.de/reales (31.07.2018).

personalized realities anzuargumentieren? Wenn wir den Begriff der Ontologie in die Mehrzahl setzen und etwa mit Philippe Descola den Achuar im Amazonasregwald eine Seinslogik eigenen Rechts zugestehen, die gleichrangig neben dem hegemonialen Geltungsanspruch moderner westlicher Wissenschaft stehen soll,¹² was machen wir dann mit der Seinslogik weißer Suprematisten? Hängt die Anerkennung der Alterität der Anderen und ihrer Weltsicht von einer unausgesprochenen, sympathisierend-sozialromantischen Fürsorglichkeit ab? Oder hängt sie schlicht davon ab, dass diese Anderen von vornherein unterlegen sind und dass deshalb die Affirmation ihrer Weltsicht unriskant, weil folgenlos bleibt?

In den vergangenen Jahren hat es mehrere Vorstöße zur Wiederherstellung eines starken Realismus-Konzepts gegeben, die allerdings weder aus philosophischem noch aus kulturtheoretischem Blickwinkel überzeugen.¹³ Trotzdem darf man vor dem Dilemma der kulturwissenschaftlichen Theorien, die in der langen Tradition moderner Realitätskepsis stehen und sich überdies der Selbstkritik westlicher Universalismen und Rationalitätsmonopole verpflichtet fühlen, nicht die Augen verschließen. Angesichts der politischen Herausforderungen, die sich heute stellen, bieten sie keinen normativen Rückhalt und keine praktische Handreichung dafür, Kämpfe um die Definitionshoheit über die wirkliche Wirklichkeit auszufechten. Wer sich trotzdem auf den Kampfplatz begibt, tut dies eher aus den Überzeugungen, die linksliberale Akademiker ohnehin mit sich herumtragen, nicht mit dem Rückenwind der Theorie.

Es hat in jüngster Zeit viele Debatten darüber gegeben, inwieweit Relativismus, Konstruktivismus, *diversity* und *identity politics* in den Kulturwissenschaften, verbunden mit der Vernachlässigung sozialer Anliegen (Ungleichheit), einer strategischen Übernahme von zuvor linken Denkformen und Praktiken des Protests durch Rechtspopulisten Vorschub geleistet haben. Daran fällt vor allem die auch im Modus der Selbstbeichtigung greifbare Selbstüberschätzung der linken *academia* auf. Mindestens ebenso wichtig wie die Aufarbeitung vergangener Versäumnisse ist aber die Frage, wie wir die Kulturwissenschaften und das von ihr beeinflusste Segment der Öffentlichkeit nach Jahrzehnten der De-Essenzialisierung, Normenzweiflung und Institutionenkritik aus der toten Zone herausführen können, in die sie sich manövriert haben, ohne dabei das emanzipatorische Potenzial und die Erkenntnisleistungen der poststrukturalistischen Theorien mitsamt ihren globalen Fortentwicklungen preiszugeben.

¹² Philippe Descola: *Jenseits von Natur und Kultur*, Berlin 2011, S. 60f. und passim.

¹³ Siehe dazu etwas detaillierter Koschorke: *Das Mysterium des Realen in der Moderne* (wie Anm. 7), bes. S. 19–23.